

Dialogbuch

„Verspiegelte Zeit – Erinnerungen von Angelika Schrobsdorff“

Erzählerin:

Jerusalem, 15.Mai 1988. Nirgendwo wirkt Israel zerbrechlicher als beim Anflug auf „Ben Gurion“. Vom Westen das Meer, dann der schmale Streifen Land, verdorrt und heiß-flirrend und schon in Sichtweite dahinter die jordanischen Berge. Mein Zuhause habe ich in Jerusalem gefunden. Nie und nirgends hatte ich weniger Angst als hier. Woran das liegt? Vielleicht an dem Gefühl zuhause zu sein, in dieser von Juden gegründeten Stadt, in meinem von Arabern erbauten Haus.

Schrobsdorff:

Ich habe eigentlich immer für mich geschrieben. Es war mir ein Bedürfnis, ein Trieb, eine Obsession. Wenn ich das Schreiben nicht hätte, ich wüßte überhaupt nicht was mit meinem Leben und mit mir anfangen. Ich wüßte es wirklich nicht. Ich glaube ich habe geschrieben um zu leben und ich habe nicht gelebt um zu schreiben. Das ist schrecklich, denn eines Tages wird ja der Tag kommen wo ich nicht mehr die Kraft habe oder den Mut habe, wo ich nicht mehr schreiben kann. Das ist für mich das Ende des Lebens.

Erzählerin:

Das Schicksal hat mich in ein seltsames Land gespült. Eine karge steinige Wüste, in der Heiligtümer so zahlreich sind wie das Wasser knapp ist. Und wo der Haß zwischen Juden und Arabern in dem Maße blüht, in dem das Land verdorrt. Israel schwankt zwischen Ungewißheit und Ruhelosigkeit. Meinem Leben nicht unähnlich. Nie empfand ich die Stabilisierung von Beziehungen oder Gefühlen. Ein Leben lang Emigration, Exil, fremde Länder, oder solche, die mir fremd geworden waren.

Am längsten habe ich es in Jerusalem ausgehalten. Aber noch immer lebe ich auf Abbruch zwischen Tür und Angel ohne Beständigkeit und Zukunft.

Ja.... mit Koffern begann es. Koffer die wir verpackten, Kisten die wir leerten, Kartons die wir vergaßen und Taschen die wir verloren, auf Bahnhöfen, Flugplätzen und Straßen. Koffer und Kisten, Kartons und Taschen. Sie standen in meinem Leben für Anfang und Ende. Und in jedem Anfang suche ich seither die Anzeichen des kommenden Endes. So habe ich es unfreiwillig in meiner Kindheit gelernt und es dabei später freiwillig belassen.

Schrobsdorff:

Ich kann den Begriff Heimat nicht mehr gebrauchen für mich. Heimat, Vaterland, all das, das kann ich nicht mehr. Ich nenn es Zuhause. Was Heimat ist weiß ich nicht ... es ist mir auch ziemlich egal Seit langem ist es mir egal. Heimat. Mich mit irgendetwas identifizieren. All das glaube ich nicht mehr nötig zu haben.

Ich kam ja damals also von ´61 bis 1970 jedes Jahr so ein, zwei, drei Monate, etwa 2 Monate, und das war immer also eine Offenbarung, weil es eben immer stärker mein Zuhause wurde. Und dann ´83, als ich hierher kam und ich dieses Haus fand, das war drei Jahre später, dann also ´87, als ich dieses Haus sah, wußte ich, daß ist mein Zuhause hier.

Ich weiß nicht, ob ich das will.

Typisch deutsch. „Perfektion“ kommt jetzt. „Fleiß“. Ich versteh gar nichts mehr. Ich weiß nicht was da... „Disziplin“.... ich weiß nicht was da los ist? Oh.... jetzt kommt auch das noch. „Freude schöner Götterfunken“ und BMW. Michael Douglas. Na sag mal. Die sind doch nicht.... die sind doch nicht normal. „Enthüllung“. „Wir zeigen´s Ihnen“. O Gott, O Gott, O Gott, O Gott, O Gott. Was sind wir eigentlich?

„Diana – Königin der Herzen“. Auch das noch. Diana und die Zukunft der Windsors – hat mich immer sehr interessiert. Das schau ich mir an. 19 Uhr 10, Du das ist jetzt gleich.

Schon wieder die „Enthüllung“. Schönes Fernsehen.

Mittags brauch ich den Kater Dino, der hier auf meinem Arm liegt und mich am Essen hindert, den ich dann schuppsen und ganz böse werde, und die Talkshows von einem dieser Sender. Nicht 3sat. 3sat – auf den laß ich nichts kommen. Die zwei anderen da: RTL und Sat1 oder EinsSat? Sat1. Und da die schau ich dann an, die Talkshows. Und dann kommt mir das Essen wieder hoch. Sollen Männer im Stehen oder im Sitzen pinkeln, Und Du? Da ging das eine Stunde über die Männer, ob die im Stehen oder im Sitzen pinkeln sollen. Und das war ein Problem für die Deutschen. Ja, weil die guten Männer, die guten, die wirklich „political correct“ sind, die pinkeln im Sitzen.

Du auch? O Gott!

Interviewer:

Ich nicht.

Schrobsdorff:

Na Gott sei Dank, mein Lieber. Und die anderen pinkeln im Stehen. Dann pinkeln sie ein bißchen vorbei, da regt sich die Frau so drüber auf, du das ist eine Katastrophe in Deutschland.

Interviewer:

Ich pinkle immer ins Waschbecken.

Schrobsdorff:

Auch gut. Im Stehen, nicht im Sitzen? Soweit geht´s nicht, ne? Also ja, also das war ein ungeheures wichtiges.... sehr viel über Busen. Ob er steht, ob er hängt, ob er mit Silikon voll ist, ob er weiß ich was... ob die Männer einen großen Busen haben wollen, ob sie einen kleinen... was sie machen, wenn die Frau einen kleinen Busen hat, was sie machen wenn sie einen.... oooooaaahhhh.....

Und Orgasmus ist sehr wichtig. Orgasmus.... ungeheuer wichtig. Ja. Kriegen sie einen, kriegen sie keinen, die Frauen? Was machen sie um einen zu kriegen? Und was machen sie nicht um.... ach Du, es ist wirklich so ekelerregend, eigentlich. So.

Interviewer:

Wieso schaust Du es denn dann?

Schrobsdorff:

Weil mich der Ekel so reizt. Das fasziniert mich. Die Dummheit der Menschen und die Banalität der Menschen. Da ekel ich mich davor und dann hat der Ekel eine Faszination und dann schau ich es an.

Erzählerin:

Jemand erzählt, mein Haus sei im Sechs-Tage-Krieg ein israelischer Vorposten gewesen. Es stand an der vordersten Frontlinie der heutigen „grünen Grenze“. Das paßt zu meinem Leben, dachte ich mir und suchte an den Mauern nach Einschüssen aus dieser Zeit. Merkwürdigerweise habe ich nichts gefunden. Dabei ist mein Haus von den arabischen Nachbarn nur durch einen Garten und eine ungepflasterte Straße getrennt. Ich kann hinüber sehen in das Dorf Abu Tor. Aber durch die Politik der Israelis trennt uns eine ganze Welt. Jerusalem war eben immer eine schwierige Adresse.

Schrobsdorff:

Das ist eine schreckliche Belastung für mich was hier passiert. Denn – weißt Du – ich habe es wirklich glorifiziert dieses Land und habe natürlich gedacht, hier kann ich nun in Ruhe und Zufriedenheit alt werden und sterben. Das ist ja nun nicht mehr. Und das war ein furchtbarer Schock wieder. Das war wieder ein neuer Bruch in mir und sehr, sehr, sehr traurig. Sehr. Das war eigentlich schlimmer als noch... nein.... das war nicht schlimmer als Deutschland, weil ich ja auch sehr an Deutschland gehangen habe, oder an Berlin. Aber es ist fast genauso schlimm, weil es wieder ein ungeheurer Verlust ist. Ein Verlust, ein... ich habe ja wirklich hier an dieses Land geglaubt. Am Anfang.

Erzählerin:

Das Berlin der Zwanziger. Meine Erinnerung reicht bis in mein zweites Lebensjahr zurück, aber es sind nur schemenhafte Bilder. Ich bin das dritte Kind meiner jüdischen Mutter vom dritten Mann – einem wohlhabenden preußischen Junker. Das ich Jüdin bin hat man mir nicht gesagt. Meine Eltern gehören zur Berliner Gesellschaft. Das prägt mein Leben. Ich wachse mit sehr viel Liebe und erfüllten Wünschen in einem wunderschönen Gehege auf. Mit der Außenwelt und seinen Bewohnern komme ich kaum in Berührung. Berlin damals; das war der Aufbruch in eine andere Epoche. Aber es war nur ein grandioser Totentanz, denn ein mächtiger Schatten legte sich über die Zeit.

1939 hat mein Vater eine Überraschung für die ganze Familie. Wir machen alle eine schöne kleine Ferienreise nach Bulgarien. Das ist ein sehr hübsches Land auf dem Balkan. Es gibt Rosenfelder dort

und das schwarze Meer. Die hübsche kleine Ferienreise. Sie würde acht Jahre dauern und mich in ein fremdes, vollkommen zerstörtes Land zurückbringen.

Acht Jahre Bulgarien. Eine Verkettung von Katastrophen, die im völligen Bruch meiner Familie endet. Mein Vater ist Offizier in der Wehrmacht, mein Bruder Peter fällt als Freiwilliger der französischen Armee, meine Schwester sympathisiert mit den Nazis. Und meine Mutter wird zur gebrochenen, kranken Frau. Und ich? Ich wurde zur Jüdin. Unfreiwillig. Ich belauschte zwei Frauen auf der Haustreppe. Sie sprachen von mir. Und dann sagte die eine: Die kleine Schrobsdorff ist ein reizendes Mädchen. Schade, daß ihre Mutter Jüdin ist. Und so erfuhr ich es, das Unaussprechliche, das mir meine Eltern zwölf Jahre verschwiegen hatten. Ich bin Jüdin.

In Bulgarien zerbrach meine Familie und die heile Welt meiner Kindheit. Mit einer Puppe im Arm war ich hierher gekommen. 1947 kehrte ich an der Hand meines ersten Mannes 17-jährig nach Deutschland zurück. Ich erkannte es nicht wieder.

Aus einem Brief an Claude Lanzmann: Ich war in Nabi Musa. Kannst Du Dich erinnern? An unser mohammedanisches Kloster inmitten der Wüste? Nie wird ich die Schönheit dieses Tages vergessen, die wogenden Formen der kahlen Berge und die Nähe des Himmels. Hier in Nabi Musa war Ewigkeit, Sinn, Anfang und Ende. All die Jahre vor dir waren eine verzweifelte Suche und Hatz nach dem Glück. Aber ich habe es nie erwischt.

Schrobsdorff:

Die ganzen ersten Männergeschichten, wo ich also noch sehr jung war und sehr zerstört und von der Emigration zurückgekommen war, und die ganze Familie gleich tot, usw... Und da habe ich wirklich, habe ich sehr, sehr gesehnt Wärme und Geborgenheit bei ihm zu finden. Also wie findet man das? Man geht mit ihnen ins Bett, dann sind sie ruhiger und dann geben sie einem ein bißchen das Gefühl der Zärtlichkeit und Wärme und Geborgenheit. Und du kannst es mir glauben oder nicht, das war also das Motiv, das Hauptmotiv warum w ich mit ihm ins Bett gegangen bin. Um dann danach etwas von dieser Wärme und der Zärtlichkeit zu haben. Und das war eine Enttäuschung nach der anderen. Ich kann die Männer gar nicht verantwortlich machen. Die wollten halt ins Bett gehen mit mir. Na gut, ein bißchen verantwortlich kann ich sie schon machen. Sie sind nie auf mich als den Menschen eingegangen. Gar nicht.

Erzählerin:

Du wirst mich an deutschen Männern rächen, hatte meine Mutter gesagt als ich 17-jährig meinen ersten Ball besuchte. Ein gefährlicher Auftrag, dessen Bedeutung ich erst sehr viel später begriff. Ich hatte ungezählte Liebschaften und war dreimal verheiratet. Aber warum? Erklärungen hatte ich nie, außer der, daß es aus war oder doch nie begonnen hatte. Was ich spürte war das Verlangen der Männer und das gab mir Macht über sie. Hatte mich ein Mann erobert, so dachte ich schon an den nächsten. So war mein Leben. Dann bekam ich Peter. Das war 1956.

Schrobsdorff:

Ich habe mir das Kind unglaublich gewünscht. Ich habe meine ganze Familie verloren; ich wollte eine Familie. Irgendwie habe ich in das Kind alles hineinzustopfen versucht. Natürlich stimmte, wie gesagt, alles andere nicht. Ich war in einer Situation, in der ich nie hätte dieses Kind in die Welt setzen dürfen. Da war nicht der richtige Mann. Da war kein Geld. Da war kein Zuhause. Da war eine zerrissene Frau – ich – die also ein Kind in die Welt gesetzt hat und selber noch völlig chaotisch war und nicht wußte wo es lang geht.

Erzählerin:

Peter ist zu Besuch und wir sind zum Baden nach Ashdod gefahren. Doch außer einem langen Körper und einem leichten Geruch nach Schweiß existiert er nicht. Wir sitzen Seite an Seite, Mutter und Sohn, und finden kein Wort, keine Geste, keinen Blick. Ich glaube wir haben beide eine Wahl getroffen. Er ist der Sohn seines deutschen Vaters, ich bin die Tochter meiner jüdischen Mutter. Es ist schwer zu glauben, daß ich Peter einmal geliebt habe, diese längliche weiße Paket in meinem Arm, von dem man mir sagte es sei mein Sohn. Er kam zum falschen Zeitpunkt, denn ich entdeckte das Schreiben. Peter hinderte mich daran. Das Schreiben war mir so wichtig, ich hätte es niemals aufgegeben. Da habe ich Peter verlassen. Ich habe als Mutter hundertprozentig versagt. Ich schäme mich unendlich dafür, aber ich wollte leben. Mit aller Brutalität wollte ich leben und nicht mehr gehindert werden. Dafür habe ich Peter im Stich gelassen.

Israel wird meine Zuflucht. Verpflichtungen, Affären, Familie, all das habe ich hinter mir gelassen. In mein Leben kehrt Ruhe ein und ich finde Zeit zum Schreiben. Ein Mann ist aufgetaucht, Claude Lanzmann, ein Franzose, ein jüdischer Filmemacher. Das erste Mal in meinem Leben scheine ich die richtige Entscheidung zu treffen. Ich habe nicht nur ein Zuhause gefunden, ich fand einen Mann, einen jüdischen Mann, den ich liebe.

Schrobsdorff:

Ich saß bei Fink mit Uri Aveneri, einem Freund, und es war sehr voll, es war sehr laut, es war sehr kalt draußen und regnete. Plötzlich geht die Tür auf und steht also wirklich so wie ein Torero... nein... eigentlich wie der Stier, der das rote Tuch sieht.... stand er in der Tür. Er hatte dann die Eigenart die Schultern so hochzuziehen, dann machte er so, damit das Haar auch gut in die Stirn fällt und so guckte er böse von einem zum anderen. Dann sprang Uri auf und schrie „Claude, Claude! Du bist hier?“ Dann ging er auf ihn zu – ich saß ja neben Aveneri – dann sah er mich. Nicht daß sich sein Gesicht aufhellte, aber es kam ein unglaublich interessierte Ausdruck in dieses Gesicht. Er sagte dann „Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich in diesem Land mache?“ Der Uri fragte „Was machst Du denn hier?“ „Ja ich weiß nicht“, sagte er. „ich soll hier einen Film machen, aber ich weiß gar nicht, was ich hier in diesem Land und in diesem Lokal und mit euch und erkältet bin ich auch noch und...“. Also: Er war mit sich und der Welt zerfallen und besonders mit Israel. Dann sah er, wie gesagt, mich und dann saß er schon am Tisch. Und er saß mir gegenüber und da wußte ich eigentlich, daß es nun geschehen war.

Und dann stand ich auf und ging da oben rauf in das Klo... und das war wirklich einmalig... da kam ich zurück und da überhörte ich noch wie Aveneri, der auch sich nicht zurückhalten konnte mit solchen Sachen, sagte er, Claude glaubte ich sei also irgendein... die Frau irgendeines schwedischen Diplomaten. So seh ich ja auch aus. Und der Uri hörte ich, wie er zu ihm sagt „Es ist eine deutsche Aristokratin“. „Was? Seid ihr eigentlich alle wahnsinnig geworden?“ Aber das ist natürlich was die Juden hier am meisten gereizt hat an mir, verstehst du? So ist es. Und das hat auch den Claude , glaube ich, gebührend beeindruckt. Und überhaupt diese Mischung aus dem einen und dem anderen. Er war ja nicht sehr erpicht auf... er hatte ja nie jüdische Frauen. Das waren ja immer nicht-jüdische Frauen. Die mochte er lieber. Also so begann die Geschichte und dann, als wir weggingen, da ging ich schneller raus aus dem Lokal und er kam hinterher, der Claude, und stellte sich vor mich hin und sagte „Kann ich mitkommen zu ihnen?“ Sagte ich „Neee... das geht nun leider nicht... bin nicht alleine hier.... und das geht nicht“. Aber ich hab es nur gesagt. Ich hätte Uri sagen können „Hör zu, hau ab“. Aber ich sagte es nur, weil ich diese Angst hatte, das wird sehr ernst. So war es.

Erzählerin:

Ich habe alles aufgegeben. Mein Mißtrauen, meine Ängste und meine Freiheit. Jetzt vertraue ich nur noch. Mit Claude kann doch eigentlich nichts mehr schiefgehen, denn er steht auf meiner Seite. Er ist Jude. Wir haben nichts außer uns und den wahnsinnigsten Träumen. Was mich am meisten rührt ist seine Wehmut. Sie ist immer da. Spürbar liegt sie über seinem ganzen Wesen, seinem Humor und seiner Intelligenz. Zum ersten Mal muß ich zurückstecken. Ich spüre seine Überlegenheit in allen Dingen. Claude ist besessener, noch egoistischer und viel komplizierter als ich. Für ihn würde ich selbst Jerusalem verlassen, denn ich habe in ihm alles gefunden wonach ich bisher vergeblich suchte.

Schrobsdorff:

Wir waren nun... also wir wollten unbedingt in einem Zimmer zusammen sein. Und da machten wir das ausfindig. Irgendjemand sagte uns „Ja natürlich gibt’s ein Hotel, ein sehr schönes Hotel, das Hesham Palace.“ Also wir da rein. Es war wirklich unglaublich... unglaublich öde, trostlos und es stand ein Mann im langen Hemd da und Claude wollte ein besonders schönes Zimmer. Ich sage „Claude, bist du wahnsinnig geworden? Wo sollen wir denn hier...? Es gibt hier kein schönes...“ Also auf jeden Fall hat er gefragt „Haben sie Zimmer?“ Na, das war ja nun... ich meine, es gab kein Zimmer, daß besetzt war. Und dann hat er uns also raufgeführt. Es war ein Zimmer, das kannst du dir nicht vorstellen. Und oben in der Tür war eine Glasscheibe. Und das Zimmer war wirklich ungeheuer häßlich und ging auf einen Hof hinaus, der dreckig war... alles mit Müll vollgeschüttet. Und plötzlich, als wir sehr aktiv waren, hab ich gesehen in der Scheibe über der Tür tauchte ein Kopf auf, ein männlicher. Und ich sagte „Claude, ich glaube da guckt jemand.“ Sagte er „Komm, hör doch auf mit deinen Spinnereien.“ Sag ich „Schau mal“. Und er schaute und kriegte also einen Wutanfall - den er sehr leicht bekam - und schrie irgendetwas. Und es polterte ganz entsetzlich hinter der Tür. Der war nämlich auf einen hohen Stuhl oder eine Leiter gestiegen und fiel also herunter, öffnete gleichzeitig dann die Tür einen Spalt und sagte „Ich wollte euch nur Handtücher bringen... ich wollte euch nur die Handtücher bringen“. Das

war also eine ungeheure, sehr merkwürdige, lustige Szene. Claude hat dann ein Laken über die Scheibe gehängt. Und dann danach hatte er Gelegenheit... eine Zigarette geraucht. Ich trat an das Fenster und dachte mir: Ja hier. Wenn wir hier blieben, können wir vielleicht diese Liebe retten. Wenn kein Einbruch von außen wäre, kein Mensch, kein Garnichts. Nur dieses Jericho, wo wir ganz alleine.... Von mir aus in diesem Zimmer, siehst Du, das würde ich Liebe nennen. Das Gefühl zu haben, mit diesem Menschen – es wäre wahrscheinlich am nächsten Tag oder am übernächsten verfliegen gewesen – aber in diesem Moment das Gefühl zu haben: Hier kannst Du in diesem entsetzlichen Zimmer, in dieser Umgebung, kannst Du, willst Du mit diesem Menschen ewig bleiben.

Erzählerin:

Kann man Momente des Glücks bewahren, hinüberretten in eine andere Zeit? In eine Zeit nach der Liebe? Vielleicht sogar ins Alter? Ich glaube nicht. Nein. Es gelingt mir nicht.

Schrobsdorff:

Schrecklich wie so etwas dann sich auflöst und nichts anderes zurückbleibt als diese Worte. Spüren tu ich nichts mehr. Ist das nicht furchtbar? Nur noch Worte bleiben, keine Gefühle. Das kommt dabei raus. Nur noch Erinnerungen. So ist es.

Was war es, was gab es? Große Hoffnung und Zuversicht, aber die hielten nie lange vor. Ich weiß jedesmal, wenn er wegfuhr – wie gesagt, er kam jeden Monat – jedesmal, wenn er wegfuhr, hatte ich einen Zusammenbruch. Also wirklich einen echten.... da sackte mein Blutdruck weg. So ´nen kleinen Kollaps. Jedesmal dasselbe. Ich habe kaum ausgehalten, wenn er wieder wegfuhr, weil ich dachte: Jetzt ist vielleicht das Ende schon. Das ungewollte Ende. Na ja... und das ging soweit in meiner Angst, und in meinem Mißtrauen dem Leben gegenüber, vielleicht gar nicht so sehr Claude als dem Leben gegenüber, daß ich mir gedacht habe, auf diesem Höhepunkt der Liebe und Leidenschaft zu sterben - mit ihm zusammen - das wäre überhaupt das Beste.

Wie kann man Liebe erklären? Was ist Liebe? Das weiß ich nicht, das kann ich nicht. Das ist höchstes Glück natürlich auch und höchste Angst es zu verlieren und Sehnsucht, ununterbrochen nach dem anderen, nach seiner Nähe. Es ist so fern, weißt du? Es ist so fern. Würde ich mittendrin stecken, würde ich vielleicht ein paar banale Worte finden. Aber so? So weit?

Als das auch wieder eine Enttäuschung wurde mit Claude, eine der schwersten und bittersten Enttäuschungen, weil ich am meisten investiert hatte und mir sehr, sehr, sehr gewünscht habe, daß wir zusammen bleiben und alt werden könnten. Als das vorbei war, da habe ich mich selbstverständlich verabschiedet. Ja... also, ich wußte, daß so eine Liebe nie wiederkommen wird, daß das das Ende ist. Das hab ich gewußt.

Du.... das war ein langer Prozeß. Das Ende mit Claude war ein langer Prozeß. Zog sich über Jahre hin. Er hat den Film „Shoah“ gedreht, der dauerte immerhin elf Jahre, hat er daran gedreht und war eigentlich nur mit diesem Film beschäftigt. Aber von morgens bis abends und in jeder Beziehung. Und das ging ein bißchenweit, weißt du? Zweimal „Shoah“ ist ein bißchen viel, finde ich. Einmal direkt und einmal indirekt. Das fand ich eigentlich zuviel. Und dann hat sich diese Sache immer weiter... ich habe

praktisch neben ihm hergelebt und er neben mir hergelebt. Und das war die Geschichte. Das ging nicht.

Was willst Du von mir?

Interviewer:

Ich will von Dir...

Schrobsdorff:

Meinst Du, er hat mich verlassen mit dem Film, oder wie?

Interviewer:

Irgendwann hat er Dich...

Schrobsdorff:

...haben wir uns verlassen.

Interviewer:

Gut... Du hast gesagt, es war der Mann, wo du nicht deine Dominanz durchziehen konntest, sondern wo es anders war.

Schrobsdorff:

Ja... war es einmal so rum. Ja... wahrscheinlich war es einmal, wenigstens so halb rum, ja?

Was das für ein Moment war? Das war nicht ein Moment, das waren Jahre. Das war nicht ein Moment. Ich kann mich doch nicht an den Moment erinnern. Das kommt doch nicht „knallbum“ und jetzt ist der Moment da. Nun zieh ich aus. Das hat sich über Jahre gezogen. Über Jahre. Dann hab ich gesagt „ich gehe“. Dann hat er gesagt „bitte geh nicht“. Dann hat er gesagt „wenn Du willst geh“. Dann habe ich gesagt „ich geh“. Du weißt doch wie solche Sachen laufen, kannst Du doch nicht sagen „der Moment“. Und das über viele Jahre, bis ich dann also wirklich ging. Und das war auch sehr schauderhaft, sowohl für ihn als für mich, als ich dann meine Sachen packte. Was meinst Du, wie entsetzlich dieser Moment war? Aber nicht nur für mich. Nach so einer Beziehung, nach so einer Liebe. Also ich kann dir den Gefallen nicht tun. Ich weiß nicht, wie der Moment war. Der Moment war wahnsinnig schmerzhaft, da kannst du dich drauf verlassen. Aber es war nicht ein Moment, sondern es waren Momente, Momente, Momente, Momente, die sich über Jahre zogen. Gut? Nochwas? Willst du nochwas wissen?

Erzählerin:

Wie lange wird es noch dauern, bis ich von Erinnerungen dieser Liebe befreit sein werde? An meinem Geburtstag schmerzt der Blick in den Spiegel noch mehr als sonst. Ich sehe miserabel aus und schwöre, daß das mein letzter Geburtstag sein soll. Wie schon so oft. In Europa habe ich meine Zelte

endgültig abgebrochen und bin jetzt hier in Jerusalem, dem einzigen Ort auf der Welt, an dem ich sein will. Ich habe mich regelrecht hierher gerettet. Aus dem großen Spiel bin ich ausgeschieden. Kein Wettkampf mehr, keine kurzatmigen Leidenschaften. Ich habe mich zurückgezogen und schreibe. Es ist eine große Freiheit um mich.

Schrobsdorff:

Wo ich wohne, metaphysisch gesprochen? Ja in mir selber, nicht? Würde ich sagen. Ich glaube ja auch nicht an Hilfe von außen, sondern nur an die eigene Kraft und den eigenen Willen und die eigene Stärke. Also, ich glaube wirklich nur an mich. Und da habe ich natürlich die größten Zweifel auch, aber trotzdem... gut... dann geht's eben ganz schnell bergab, wenn ich nicht mehr die Kraft habe und wenn ich ganz den Glauben an mich selber aufgeben muß. Dann ist's halt aus. Bis jetzt hab ich's noch.

Erzählerin:

Mein siebzigster Geburtstag. Meine Freunde haben mich gedrängt eine Einladung zu geben. Ändert sich heute etwas? Werde ich endlich meinen deutschen Paß abgeben und mich doch noch mit dem jüdischen Glauben beschäftigen? Ich glaube, nicht mehr in diesem Leben.

Schrobsdorff:

Ich habe dann noch einmal, als ich hierher kam, nach Israel, das erste Mal im Jahr 70, wo ich den festen Vorsatz hatte mich hier niederzulassen und es auch getan hätte - wäre ich nicht Claude begegnet und dann mit ihm nach Paris gegangen – da hab ich noch einmal den Versuch gemacht und hab gedacht, vielleicht ist es der jüdische Glauben. Und da hab ich dann auch ein bißchen gelernt und ein bißchen dies und ein bißchen das und habe sehr schnell gemerkt, daß es also nicht tiefer geht und daß ich da anfangs in einer Lüge zu leben und dann hab ich das eben auch sehr schnell von mir gewiesen und seitdem ist nichts mehr. Aber nicht... das ist für mich keine Bedrückung oder Bedrohung oder irgendetwas... Ich bin so alt und ich bin so weit gekommen und ich habe genug Erfahrung und genug selber über mich nachgedacht. Es würde mir sehr viel erleichtern, aber ich brauche die Religion nicht, ich brauche die Nationalität nicht, ich brauche nicht die Identität, die mir ein Land, eine Nation, eine Religion gibt. Das will und brauch ich alles nicht.

Erzählerin:

Auf der abschüssigen Straße zum toten Meer tut sich, wie so oft, mein Leben vor mir auf. Berlin, Sofia, München, Jerusalem, Paris und wieder Jerusalem. Die Gesichter von Menschen ziehen vorüber. Meine Familie, Claude und natürlich Peter. Hätte alles anders sein sollen? Nein. Die Trauer, das Leiden und die Einsamkeit. Sie hätten meinem Leben so bitter gefehlt. Hätte ich ein anderes Leben wirklich gewollt? Nein.

Interviewer:

Angelika, hat es sich denn gelohnt?

Schrobsdorff:

Siebzig Jahre auf der Welt herumzureisen? Ja. Konkrete Antwort. Also ich spreche von Momenten, ja? Ansonsten, allgemein... wenn man das alles nimmt: schrecklich, eine schreckliche Sache ist das Leben. Aber es gibt wunderbare Momente.

Was ist glücklich? Bis zu einem gewissen Grade habe ich mich arrangiert mit dem Leben, mit der Einsamkeit, mit all dem. Das ist nicht Glück, das ist Vernunft, das ist... auch da gibt es noch wunderbare Momente, für die es sich noch lohnt zu leben. Es kommt dann wohl ein Zeitpunkt, wo es die nicht mehr gibt. Und dann muß man Schluß machen.

- Ende -